

DIRK LIESEMER

# Café Größenwahn

1890–1915

Als in den  
Kaffeehäusern  
die Welt neu  
erfunden wurde

HOFFMANN UND CAMPE







DIRK LIESEMER

Café  
Größenwahn  
1890–1915

Als in den Kaffeehäusern die  
Welt neu erfunden wurde

HOFFMANN UND CAMPE

Diese Arbeit wurde unterstützt durch  
das VG-Wort Stipendium »Neustart Kultur«



Die Beauftragte der Bundesregierung  
für Kultur und Medien



Dieses Werk wurde vermittelt durch die  
Literaturagentur Kai Gathemann GbR

2. Auflage 2023

Copyright © 2023

Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

*www.hoffmann-und-campe.de*

Umschlaggestaltung: © KUZIN & KOLLING,

Büro für Gestaltung, Hamburg

Umschlagabbildung: © Paul Thompson/

FPG/Freier Fotograf/Gettyimages

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Gesetzt aus der Sabon

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-455-01656-7



HOFFMANN  
UNDCAMPE

---

Ein Unternehmen der

GANSKE VERLAGSGRUPPE

Für Andrea



## INHALT

VORWORT	11
Am dritten Tisch links JULI 1890 BIS AUGUST 1891	17
Eine heikle Aussprache SEPTEMBER 1891 BIS JUNI 1893	37
Der Invalide des Lebens JULI 1893 BIS MÄRZ 1896	55
Kampfansage ans Kaiserreich APRIL 1896 BIS APRIL 1897	85
Flucht in die Schweiz MAI 1897 BIS MAI 1899	109
Als Hetäre unter Männern JUNI 1899 BIS DEZEMBER 1900	139
Dichten, singen, tanzen JANUAR 1901 BIS JUNI 1902	169
Bulldogge mit Sektflasche JULI 1902 BIS MÄRZ 1904	193
Die lange Nacht der Schüttelreime APRIL 1904 BIS APRIL 1905	221

Eine Liebe in Ascona MAI 1905 BIS JULI 1908	245
Revoluzzer und Hausdichter AUGUST 1908 BIS JUNI 1910	269
Angriff aufs Kaffeehaus JULI 1910 BIS DEZEMBER 1911	299
Brüchiges Eis, brüchige Welt JANUAR 1912 BIS MAI 1914	327
Säbelrasseln und Apfelkuchen JUNI 1914 BIS OKTOBER 1915	357
AUSBLICK	367
DANK	375
ALLGEMEINE HINWEISE	376
QUELLEN	377
BILDNACHWEISE	383

»Heimlich halten wir alle das Café für den Teufel,  
aber ohne den Teufel ist doch nun mal nichts.«

ELSE LASKER-SCHÜLER

»Das rauchige Café ist unser Reich  
Vor Gott und Kellner sind wir alle gleich.«

JOHN HÖXTER

»Du findest Keine, die Dir passt – KAFFEEHAUS!  
Du stehst innerlich vor dem Selbstmord – KAFFEEHAUS!«

PETER ALTENBERG



## VORWORT

Wer an der Wende zum zwanzigsten Jahrhundert erfahren wollte, wohin sich die Welt bewegt, musste ins Kaffeehaus. Hier gab es nicht nur Dutzende von Zeitungen aus unzähligen Ländern, hier kamen auch die Neugierigen, die Rebellischen und die Mitteilsamen zusammen, riefen unerschrocken Trends und Moden aus, plauderten über Tumulte und Skandale auf den Bühnen, die damals Geschichte schrieben: den Theatern und Galerien, den Parlamenten und Königshäusern. Es waren nicht zuletzt junge Menschen, die in den Cafés über die aktuellsten Ideen aus Kunst, Gesellschaft und Wissenschaft stritten.

In einer Zeit, in der monströse Fabriken in die Höhe schossen, riesige Bahnhöfe, gigantische Luxusschiffe und wuchtige Konsumtempel entstanden, die Städte zu Metropolen anschwellen und Nachrichten aus aller Welt so schnell wie nie zuvor die Runde machten, in einer Zeit auch, in der erstmals Forscher tief in die menschliche Seele zu blicken begannen: In solch einer aufregenden Epoche wollten die jungen Menschen ganz vorne dabei sein, keine Erschütterung verpassen und die Zukunft, die ihre eigene sein würde, mitgestalten.

So waren die Kaffeehäuser einst, was heute die virtuellen Foren in ihren besten Momenten sind: Räume des intelligenten Austausch und des klugen Meinungskampfes. Zahlreiche Talente zog es magisch in die Cafés der Metropolen, und dort erlebten sie bei einer Melange oder einem Glas Mokka, wie die eigenen Auffassungen in hitzigen Wortgefechten vom Kopf auf die Füße oder von den Füßen auf den Kopf gestellt wurden.

Um die Wende zum zwanzigsten Jahrhundert fanden in den Kaffeehäusern Europas permanente Revolutionen im Denken, Fühlen und Empfinden statt, die selten leise und besonnen vor sich gingen. Einer, der damals dabei war, der Wiener Schriftsteller Otto Friedländer, schrieb im begeisterten Überschwang, dass Sokrates sich gewiss in der Runde wohlgefühlt hätte. An den Tischen der Dichter, Fabulierer und Tagträumer, der Wortjonglierer und Luftgucker wäre der antike Philosoph, der so leidenschaftlich die Diskussion suchte, kaum aufgefallen und sicher nicht ausgestoßen worden. Das Kaffeehaus, so mutmaßte der Augenzeuge, sei »vielleicht der einzige Ort auf Erden, an dem das gelöste, witzige, phantasievolle, grüblerische, scharfsinnige, zynische Gespräch sich am längsten lebendig gehalten hat«.

In keinem der Cafés, die in jener Zeit in den europäischen Metropolen zu Hunderten entstanden, ging es tollkühner, inspirierender, bissiger und gnadenloser zu als im »Café Größenwahn« – wobei es davon nicht nur ein einziges, sondern deren gleich drei gab, auch wenn sie offiziell anders hießen: Als Erstes war da das Café Griensteidl in Wien, gefolgt vom Café des Westens in Berlin und dem Café Stefanie in München. Obwohl die Kaffeehäuser weit auseinanderlagen, dauerte es nicht lange, bis die Autoren und Künstler zueinander Kontakt aufnahmen.

Als »Café Größenwahn« wurden sie alle drei bald ironisch bezeichnet, was sich als problematischer Titel erweisen sollte. Denn eines Tages begannen Gegner und Neider, ihn abschätzig im Munde zu führen. In diesen Kaffeehäusern hockten gleichwohl die klügsten und aufmüpfigsten Köpfe zusammen, die Kunst, Literatur und Kultur wichtige Impulse und neue Richtungen gaben: Dichter, Kritiker, Träumer, Anarchisten, Spinner, Marxisten und Künstler aller Art, selbstredend Männer wie Frauen.

Hinter jedem Journal, an jedem Marmortischchen verbarg sich ein aufgeweckter Spötter, ein tief blickender Psychoanalytiker oder wenigstens doch ein sorgenvoller Untergangsprophet. Sie

liebten es, ihre Gedanken und Formulierungen tanzen zu lassen, um dann zu beobachten, was wohl passiert – und wie die anderen am Tischchen darauf reagieren. Manchmal taten sie auch einfach: nichts. Oder sie warteten geduldig ab, was der Tag bringen würde. »Hier entwickelt Ohnmacht die ihr eigentümlichsten Kräfte, Früchte der Unfruchtbarkeit reifen, und jeder Nichtbesitz verzinst sich«, bemerkte einmal Alfred Polgar, einer der Stars der Wiener Moderne.

Sie alle waren im Kaffeehaus willkommen, selbst wenn sich manch einer dort gerade mal ein Tässchen Mokka leisten konnte. Zur Not, manchmal auch aus Jux oder Spieltrieb boten sie für einen Taler spontan Gedichte an. Die Kellner und Geschäftsführer der Etablissements in Wien, München und Berlin wussten, wie sehr die Talente nicht zuletzt vermögende Gäste anlockten, die sich verzaubern lassen wollten. Von Menschen wie dem gefühligen Jungstar Hugo von Hofmannsthal, dem sinnlichen Zweifler Arthur Schnitzler, dem passionierten Flaneur Peter Altenberg, der verträumten Else Lasker-Schüler und ihrem verstiegenen Dichterefreund, dem Habenicht Peter Hille. Später gesellten sich zu dem illustren Kreis, der oft nur durch Briefe lose miteinander verbunden war, die Schwabinger »Skandalgräfin« Franziska zu Reventlow, der Anarchist Erich Mühsam, der zornige Frank Wedekind und viele andere, von denen nicht wenige jüdischen Familien entstammten.

Manche spielten sehr früh ihre Rolle, ehe sie wieder aus den Kaffeehäusern verschwanden und ihrer eigenen Wege gingen. Doch immerzu tauchten neue Köpfe auf, darunter der charmante Plauderer Eduard Graf von Keyserling, der idealistische Bohemien Leonhard Frank, die tragischen Genies Jakob van Hoddis und Georg Heym, der elegante Schnorrer John Höxter, die fabulierende Diseuse Emmy Hennings, aber auch ein urkomischer Abenteurer, der später einmal als Joachim Ringelnatz bekannt werden sollte.

Sie alle und viele weitere begaben sich ins Kaffeehaus, weil sie sich nach dem täglichen und nächtlichen Tête-à-Tête mit Gleichgesinnten sehnten. Um sich gegenseitig ihrer Leidenschaften zu versichern und ihre Vorstellungen auszutauschen. Oder weil sie rauswollten aus ihren ärmlichen, muffigen, dunklen Quartieren, um sich gegen den Zeitgeist mit seinem zunehmenden Hang zum Militarismus und seiner Feindseligkeit gegenüber Juden und Intellektuellen zu verbünden. Sie misstrauten dieser immer lautereren, immer aggressiveren, immer mehr nach Krieg lüsternden Welt, ja sie ekelten sich vor ihr. »Wir wollen von einer Welt Abschied nehmen, bevor sie zusammenbricht«, sinnierte einmal der Wiener Hugo von Hofmannsthal prophetisch. Nicht nur er befürchtete, dass alles im Untergang begriffen war. Bis es jedoch so weit sein würde, wollten sie ihren heiligen Marmortisch im Kaffeehaus verteidigen, der wenigstens so groß, so offen und so freundlich war, dass immer mehr ihrer wortverliebten Zeitgenossen daran Platz nehmen konnten. Freilich wurde es dabei zuweilen so eng, dass diese alles Notierenden, alles Beobachtenden und alles Diskutierenden gar nicht anders konnten, als sich hin und wieder gegenseitig mit ihren spitzen Federn zu piksen.

Drei Cafés Größenwahn, drei Metropolen – Wien, Berlin, München –, Hunderte Kilometer weit voneinander entfernt, aber verbunden durch Briefe, Aufrufe, Zeitschriften, Telegramme und schließlich auch Telefonate, durch das Geflüster über Skandale, Neuigkeiten und Seitensprünge. Und gar nicht so selten durch gegenseitige Besuche bei den jeweils anderen. Mal tauchten Erich Mühsam und Else Lasker-Schüler in Wien auf, dann verschlug es Peter Altenberg nach München, und schließlich hatten die Wiener Karl Kraus und Oskar Kokoschka für ein paar Tage in Berlin zu tun.

Es war ein ständiges Kommen und Gehen. Alles um die Künstler herum, ja die ganze Welt war in Bewegung, ohne dass sie vom Tisch aufstehen mussten. Manche schauten Hunderte Male im

Kaffeehaus vorbei, andere waren selten gesehene, schillernde oder berüchtigte Paradiesvögel, darunter die allen den Kopf verdrehende Lou Andreas-Salomé, der so steife wie elegante Stefan George oder der freundliche Stefan Zweig. Unablässig wurde debattiert, wurden Ideen feilgeboten, Persönliches vorgetragen, Ansprüche postuliert und den heimlichsten Phantasien freier Lauf gelassen.

Mehr als zweieinhalb Jahrzehnte zog sich die Geschichte der drei Cafés Größenwahn hin, die voll hoffnungsfroher Anfänge war, ehe die Welt der Bohemiens mit einem für fast alle überraschenden Krieg endete, der menschenverschlingender war als alle bisherigen – und der schließlich als der Erste Weltkrieg bezeichnet werden sollte. Damit ging zwar ihre Welt unter – und letztlich verschwanden auch die drei Cafés –, nicht jedoch die Vorstellung vom Kaffeehaus als einem Ort unkomplizierter Begegnungen, als einem Debattierclub für kühne Ideen und als einer Art von öffentlichem Salon. Noch heute kann man in dem einen oder anderen Café in Wien, München und Berlin ein wenig von jenem einstigen Glanz und Esprit erahnen.



Die Wiener Literaturstars der Jahrhundertwende:  
stehend Hugo von Hofmannsthal (li.) und Arthur Schnitzler (re.),  
sitzend Richard Beer-Hofmann (li.) und Felix Salten (re.)  
mit unbekanntem Damen am Prater (1894)

## Am dritten Tisch links

JULI 1890 BIS AUGUST 1891

Nach Jahren im Ausland kehrt der Schriftsteller Hermann Bahr nach Wien zurück und will am liebsten gleich weiterreisen. Doch die Donaumetropole bietet mehr als jeder andere Ort in Europa: eine einzigartige Hochkultur des Kaffeingenusses und ein Kaffeehaus, das bald als Wiener Café Größenwahn berüchtigt wird. Dort treffen sich die aussichtsreichsten Talente der Jahrhundertwende, vorneweg der geniale Gymnasiast Hugo von Hofmannsthal und der sinnliche Arthur Schnitzler, der viel lieber Schriftsteller als Arzt wäre, wenn ihn der Vater denn nur ließe.



Straßenszene am Stephansdom  
in Wien um 1900

## WIEN

Kalter Wind fegt über die Boulevards, als Hermann Bahr im April 1891 wieder durch die Stadt seiner Jugend flaniert, die er einst verlassen musste. Es kommt ihm winterlich vor, geradezu eisig wie in Russland, wohin er kürzlich ein Theater begleitet hat. Am liebsten würde er gleich weiterreisen, nur fort von hier, und einem Freund ins warme Palästina folgen, wäre ihm nicht das Geld ausgegangen, was man ihm jedoch nicht ansieht. Zu gern kleidet er sich elegant, meist trägt er ein dunkles Sakko und einen steifen Hut. Dabei ist Bahr jung, gerade siebenundzwanzig Jahre alt, hat aber bereits in halb Europa gelebt und sich überall nicht nur Freunde geschaffen. Er ist ein kräftiger Mann mit breitem Kreuz und einem dunklen Vollbart, der ihn in dieser Welt des neunzehnten Jahrhunderts erfahren und glaubwürdig wirken lassen soll.

Bahr stammt aus der Provinz, aus Linz, aber hier in Wien hat er das Akademische Gymnasium besucht und Rechtswissenschaften studiert, bis man ihn von der Universität warf, weil er vor einer Burschenschaft eine skandalöse Rede zum Gedenken an den just verstorbenen Richard Wagner gehalten hatte. Damals, vor acht Jahren, war er radikal deutschnational gewesen: Er hatte das Habsburgerreich wegen der vielen Völker abgelehnt, das Deutschtum hochgehalten, er hatte auf die Juden geschimpft, etwas von »Erlösung« gefaselt und damit einen Tumult hervorgerufen. Nach seinem Rauswurf aus der Hochschule hatte Hermann Bahr in der Ferne, in Czernowitz, Berlin, Paris und Sankt Petersburg, neue Leidenschaften entdeckt: das Theater und die Literatur. Mittlerweile hat er das Politisieren hinter sich gelassen, nicht aber

das Provozieren. Er liebt es, braucht es regelrecht für sein Wohlbefinden und wird sein Leben lang nie davon lassen. Gerade eben hat er ein schlüpfriges Theaterstück über eine lüsterne, lesbische Mutter geschrieben, das sicher nicht jedem gefallen wird. Er freut sich jetzt schon auf die empörten Reaktionen.

Nun, auf seinem Spaziergang durchs kaiserliche Wien, dürfte ihm auffallen, wie nicht nur er sich gewandelt hat, sondern auch die Metropole des riesigen österreichisch-ungarischen Reiches. Jahr für Jahr strömen Zehntausende Menschen nach Wien, sie kommen aus allen Regionen des Habsburgerreichs, aus Galizien, der Bukowina, aus Friaul-Julisch Venetien, aus Böhmen und Mähren, Siebenbürgen und Südtirol, dem Banat, der Karpaten-ukraine, aus der Vojvodina und aus dem besetzten, aufsässigen Bosnien und der Herzegowina. In Wien leben mehr Tschechen als in Prag, und es sind tschechische Dienstmädchen, die in diesen Jahren mit Knödeln und Palatschinken die Wiener Küche hervorzubringen, die einmal als typisch österreichisch gelten wird. Nicht nur Hilfsarbeiter suchen ihr Glück in Wien, auch Schlosser, Advokaten, Professoren und Fabrikanten. Die Reicheren reisen mit ihren Familien an, mieten herrschaftliche Wohnungen, schicken ihre Söhne und Töchter auf die besten Schulen, eröffnen Büros und Praxen, gründen Firmen und Manufakturen.

Schon jetzt wohnen in der Metropole knapp anderthalb Millionen Menschen. Und der Zuzug hält ungebremst an. Wenn die Stadt weiter so rasant wächst, wird sie in zwei Jahrzehnten, also um das Jahr 1910, die fünftgrößte Metropole der Welt sein, nach New York, London, Paris und Chicago, aber vor Berlin und weit vor München. Sollte nichts dazwischenkommen, keine Seuche und kein Krieg, dürfte sie Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts sagenhafte vier Millionen Einwohner zählen. Niemand kann sich das recht vorstellen, und kaum jemand möchte es.

Die Residenzstadt fasst die Massen längst nicht mehr. Während Kaiser Franz Joseph I. und seine Gemahlin Elisabeth von

Österreich-Ungarn im weitläufigen Schloss Schönbrunn residieren, hausen nicht weit davon entfernt Arbeiter, Tagelöhner und Hungerleider in muffigen, beengten Quartieren. Glücklich ist, wer ein eigenes Bett besitzt, das sich stundenweise vermieten lässt, froh ein jeder, der in einem Massenquartier einen Platz ergattert hat und nicht unter einer Brücke schlafen muss. Erst im vergangenen Jahr, am 1. Mai 1890, dem neuen Kampftag der Sozialdemokraten, hat es die größte Protestkundgebung in der Geschichte der Monarchie gegeben. Wie vielerorts in Europa versammelten sich auf dem Gelände des Praters hunderttausend Arbeiter und forderten Utopisches: nicht nur gerechten Lohn, sondern ein besseres Leben mit acht Stunden Arbeit, acht Stunden Schlaf, acht Stunden freier Zeit.

Im Imperium von Franz Joseph I. dürfen auch jene träumen, denen sonst nichts bleibt. Trostlos ist der Alltag für viel zu viele Menschen. Allein die vierhundertfünfzig Wiener Straßenbahnkutscher sitzen täglich sechzehn bis achtzehn Stunden für kleinstes Geld in ihren Kabinen. Verspäten sie sich nur um eine einzige Minute an einer Station ihrer Strecke, drohen Sonderschichten am arbeitsfreien Tag. Nicht bloß sie werden so geknebelt. Doch die Nöte und Sehnsüchte der kleinen Leute lassen Kaiser, Adel und Großbürger kalt. Sie geben sich einer anderen Utopie hin und haben die Millionenstadt in eine gewaltige Baustelle verwandelt. Erst ließen sie gewaltige Dämme errichten, um die Donau einzuhegen, die regelmäßig die Stadt überflutete, dann begann der Bau der pompösen, rund vier Kilometer langen Ringstraße, des stolzesten und prächtigsten Boulevards auf dem Kontinent. Immer mehr verwandelt sich das alte Wien in ein neues Athen an der Donau. Knapp achthundertfünfzig neue Gebäude sollen am Ende am Ring stehen, viele davon aufwendig ausgestattet mit Skulpturen, Säulen und Ornamenten.

Als erstes Haus am Ring öffnete das wuchtige kaiserlich-königliche Hof-Operntheater, das später als Staatsoper welt-

berühmt wird, etwas weiter prunkt das Burgtheater, die größte Bühne Europas, gefolgt von der Börse im Stil der Neorenaissance. Monumental präsentiert sich der Heldenplatz, wenig bescheiden geben sich auch die beiden riesigen Museen, das Kunsthistorische und das Naturhistorische mit seiner habsburgischen Meteoritensammlung. Für die Ewigkeit gebaut sind die Neue Universität und das neogotische Rathaus mit seinen gut anderthalb Tausend Zimmern. Einschüchternd wirkt der an einen griechischen Tempel erinnernde Reichsrat, das Parlament. Hinzu kommen all die protzigen Ministerien, von denen das größtenwahnsinnigste, das Kriegsministerium, noch nicht einmal geplant ist. Stets ließen sich die Architekten vom antiken Rom und Athen inspirieren, bis ihr Kolossalwerk auf die Menschen in Wien wie eine Beschwörung alter Macht zu wirken begann.

Während in den Vorstädten noch die Wege gepflastert werden, zieht ins Stadtzentrum die moderne Zeit ein: Arbeiter verlegen Kabel für neuartige Geräte, die man Fernsprechkioske nennt. Man spricht in ein Rohr und hält sich ein zweites ans Ohr. So kann man sich mit jemandem unterhalten, der sich ganz woanders aufhält. Allein im Zentrum stehen mittlerweile sechs öffentliche Sprechzellen, und ständig kommen weitere hinzu. Auch ein paar Benzinkutschen rumpeln durch die Straßen, jene Gefährte, die ein deutscher Ingenieur namens Carl Benz erfunden hat, aber es sind vor allem die Pferdestraßenbahnen, in die täglich Abertausende Wiener einsteigen, um so rasch wie möglich zur Arbeit zu gelangen.

Hermann Bahr biegt jetzt um die Ecke zu seinem Kaffeehaus im frühbarocken Palais Dietrichstein am Michaelerplatz, einem sternförmigen Platz an der Hofburg. Dort, im Café Griensteidl, treffen sich Autoren, Schauspielerinnen und Dramaturgen, tauschen sich aus, lästern über Abwesende oder lesen Zeitschriften, die aus aller Welt eintreffen. Ob wohl jemand schon sein gerade veröffentlichtes lesbisches und inzestuöses Liebesdrama *Die Mutter* besprochen hat?

Um Kritik, Tratsch und Neuigkeiten zu erfahren, gibt es in Wien keinen besseren Ort als das Kaffeehaus. Ob Kaufleute, Militärs, Schauspieler, Konservative, Liberale, Sozialdemokraten, Juden, Protestanten, Katholiken – jede Gruppe hat ihr eigenes. Allein im Stadtzentrum finden sich einhundertfünfzig Cafés, in der ganzen Metropole sind es fünfhundert kaffeeausschenkende Gewerbebetriebe. Alles ist vorhanden, von ärmlichen Schenken bis zu vornehmsten Etablissements mit hohen Gewölbedecken, Kristalllüstern, Perserteppichen, Thonetstühlen sowie Marmortischen für Getränke und Zeitungen.

So sitzt man in seinem Café, genießt eine Melange und erfährt in den Blättern alles über Aufstände am anderen Ende der Welt. Manch einer fühlt sich wie auf einem Ausguck, von dem aus sich der Planet überblicken lässt. Dabei verspricht der Kaffee einen Hauch von Ferne, Exotik und Abenteuer. Schließlich wachsen die Bohnen Tausende Kilometer weit entfernt, im Hochland Afrikas, eines Kontinents, auf dem es, von Wien aus gesehen, letzte weiße Flecken gibt, obwohl auch diese bereits unter den europäischen Großmächten aufgeteilt sind.

Mit den Kaffeehäusern hat sich eine einzigartige Hochkultur im Reich der Habsburger etabliert. Sicher, nicht nur in Wien stehen prächtige Cafés, auch in Prag und Budapest, in Venedig, Marseille, Paris, London, München und im dröhnenden Berlin. Aber nirgendwo sonst in Europa wird der Kaffee so lustvoll zelebriert wie in der Hauptstadt des riesigen Schmelzriegels im Zentrum Europas. Vielleicht sind die Spezialitäten in anderen Kaffeehäusern exquisiter als im Griensteidl. Im Café Herrenhof etwa treten die Marqueure, wie die Wiener Kellner heißen, mit einer Lackierer-Farbskala an die Marmortischen der Gäste. Aus nicht weniger als zwanzig nummerierten Schattierungen von Tiefschwarz bis zu einem bräunlichen Weiß soll der Gast seine perfekte Melange aussuchen: Wie dunkel darf der Kaffee sein, wie viel Tropfen Milch sollte er haben?

Es ist nicht leicht, in Wien einen Kaffee richtig zu bestellen, ohne sich vor dem Marqueur zu blamieren. Niemand sollte schlicht nach einem kleinen oder großen Kaffee mit mehr oder weniger viel Milch fragen. Es gibt Schwarze, Braune, Mokka, Doppelmokka, Kurze, Verlängerte und, natürlich, türkischen Kaffee.

Sie alle werden in phantasievollen Kreationen serviert: Wem nach einem Mokka mit üppig Schlagsahne und Puderzucker ist, der sollte einen »Einspänner« oder gleich einen »doppelten Einspänner« ordern. Ein verlängerter Mokka mit Milch, Schlagsahne und Schokostreuseln heißt »Franziskaner«. Als »Kapuziner« wird ein kleiner Mokka mit einigen Tropfen Schlagsahne bezeichnet; will man eine große Portion, sagt man »Konsul«. Üblicherweise sollte ein Kapuziner und damit auch ein Konsul so dunkelbraun sein wie die Robe eines Kapuzinermönchs, wobei eine Prise Kakao den Farbton verdunkelt. Und während ein »Obers« wenig Mokka und viel Schlagsahne enthält, ist ein »Verkehrter« nichts anderes als ein kleiner Mokka mit viel Milchschaum.

Wem all dies zu kompliziert klingt, der bestellt eine »Wiener Melange« und erhält Kaffee mit Milchschaum, selbstverständlich im Teeglas. Oder er bestellt eine »Schale Gold«, woraufhin der Marqueur eine Melange bringt, die so viel Milch enthält, dass der Kaffee goldbraun schimmert. Ein »Brauner« ist das Gleiche, nur mit einigen Tropfen weniger Milch. Anders als eine Melange werden jedoch die Schale Gold, der Braune, der Kapuziner und der Konsul nicht im Teeglas, sondern in einer Porzellanschale serviert. Schließlich soll der Gast sein Getränk auf den ersten Blick von einer Melange unterscheiden können.

All diese Varianten lassen sich freilich verfeinern, mit Rum oder Kirschwasser, mit Rotwein, Wodka, Zucker, Eigelb, Honig oder Weinbrand. Man bestellt einen »Fiaker« oder einen »Kosakenkaffee«, einen »Intermezzo« oder einen »Pharisäer«, einen »Obers gespritzt« oder einen »Schwarzen gespritzt«. In vielen

Kaffeehäusern kann man dazu Schokolade, Sorbet, Gefrorenes oder Limonade genießen.

Selbst eine Melange korrekt zu bestellen ist in Wien alles andere als trivial. Der Marqueur will es genauer wissen: Eher weiß oder eher braun? »Mit« oder »ohne«, also mit oder ohne Schlag- sahn? Mit oder ohne Haut oder passiert? Heiß oder kühl oder heiß mit kalter Milch in einem Glas oder in einer Schale oder lieber in einer Mokkaschale?

Wer darüber verzweifelt oder sich nicht entscheiden kann, bestellt »eine Portion«. Der Kellner bringt zwei Kännchen, eines mit Kaffee, eines mit Milch. So kann sich jeder selbst seine Melange mischen, was jedoch teurer ist als die fertige Mischung.

Zum Glück weiß ein gestandener Marqueur schon beim zweiten Besuch, was ein Gast gern trinkt. Er erinnert sich an dessen letzte Bestellung, manchmal nach Wochen oder Monaten. Nicht umsonst trägt ein traditionsbewusster Kellner einen gepuderten Zopf, eine weiße Halsbinde, eine grüne Jacke und Schnallenschuhe. Der große, schlanke Gast mit den blonden Haaren? Der hat letztes Mal eine kalte Melange, mehr weiß, ohne, passiert in der Teeschale geordert. Sollte der Marqueur wissen, dass es sich um Herrn Schneider handelt, wird er ihn als »Herr von Schneider« begrüßen. Kennt er den Namen nicht, sagt er »Euer Gnaden« – oder auch »Herr Doktor«, falls der Gast denn einen Zwicker, also eine bügellose Brille, auf der Nase trägt.

Wer im Stammcafé freundlich auftritt, dem erfüllt der Marqueur prompt jeden Wunsch, er schleppt Zeitungen herbei, reicht Briefe diskret weiter und streckt notfalls eine Zeche vor. Nur zu Silvester überreicht er dem Gast eine Karte und freut sich über ein nicht zu knauseriges Trinkgeld.

Am Michaelerplatz schreitet Hermann Bahr in diesem Moment auf ein viergeschossiges Palais zu, das an einer Straßenecke liegt, sodass das Tageslicht von zwei Seiten durch die Fenster ins In-